

# Die Aufgabe von Kunst und Wissenschaft

Autor(en): **Bührer, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 16

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748018>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Aufgabe von Kunst und Wissenschaft.

Ein Dialog.

Robert: Noch ein Glas von diesem dunkeln Wein. Jawohl, den mag ich.

Arnold: Er gibt den grauen Würmern grübelnder Gedanken zwei bunte Falterflügel und läßt sie über Sonnenwiesen flattern. — Du bist verstimmt?

Robert: Ich bin so leer, wie ein Tempel, dessen Gott gestorben ist. Da ragen alte Säulen auf und wissen nicht wozu. Ein gelber Staub legt sich auf Stühle und Altäre und hinter Spinnweben verziehen sich die Heiligen.

Arnold: Ich denke, Freund, wir sargen beinah jeden Tag ein Göttlein ein. Was eine heilige Wahrheit schien, als sie erschien, das modert und wird alt. Der Wurm kommt drein und eines Tages stürzt's von dem Altar, auf dem wir es mit kindlicher Verehrung aufgestellt. Ist das so schlimm? Als Kind war mir das Blumensammeln ein größeres Vergnügen, als sie behalten und nach Hause zu tragen.

Robert: Willst du dies Kinderspiel bis an dein Ende treiben? Ich sehne mich nach Arbeit.

Arnold: Ich kenne keinen Maler, der mehr schafft als du.

Robert: Was schaff' ich denn? Da geh' ich durch die Straße; an einer Ecke steht ein Mann und fegt das Pflaster rein. Ich vergleiche: das Pflasterpuzen ist ein segensreiches Werk. Ein jeder, der des Weges kommt, freut sich der Sauberkeit, er schont die Kleider, atmet reinere Luft. Ein jeder hat etwas davon. Ich male Bilder; zwanzig oder hundert Menschen sehn sie an und gehen dran vorüber, und einer kauft eins und hängt es irgendwo in eine Stube, wo es vergessen ist. Wo ist der Wert, der Segen meiner Arbeit?

Arnold: Es steht geschrieben, Kunst und Wissenschaft sind die idealen Güter der Allgemeinheit, die den Fortschritt der Menschheit auf den Schultern tragen.

Robert: Das ist eine der dicksten Lügen, die je in die Welt gesetzt wurden. Einst war's die Kirche, heute ist's die Technik, die allen Fortschritt trägt. Die Technik gab uns Herrschaft über Raum und Zeit und gab der ganzen Menschheit einen einzigen Glauben, den Glauben an das Geld. Ein großes Evangelium erstand: Der Egoismus kam ans Licht und was er schuf, war schön und herrlich: Spitäler, Krankenhäuser, Sanatorien wurden aufgetan, denn ein krankes Volk taugt schlecht zur Konkurrenz. Es wurden neue Wohnungen errichtet mit Luft und Licht. Die Gesundheit ist ein großes Kapital, das war die Lehre, aus der die Menschheit ihre Schlüsse zog. Und jenes Evangelium, der

Egoismus, schuf die Freiheit und etwas wie Moral: Wer immer auch, wer fähig ist, kann Geld erringen, und Geld ist Macht. So brachte uns dies Evangelium die wahre Demokratie. — Einer allein erreicht nichts, er braucht die andern. Die Rücksicht ist Notwendigkeit.

Arnold: Angenommen es wäre wahr, daß aller Fortschritt nur die Summe der Mühen sei, die jeder aufbringt, um die eigene Existenz sich zu verbessern, so ist doch wohl der Zweck des Strebens in der bessern Lage, das Leben besser zu genießen. Und hier nun haben Kunst und Wissenschaft ihr Füllhorn auszuschütten, dem Leben Schönheit und Gehalt zu geben.

Robert: Keine Phrasen, Freund. Dich freute, sagtest du, das Blumen sammeln. Der Mensch geht auf im Kampf um eine stetsfort bessere Existenz. Er hat für anderes weder Zeit noch Kraft.

Arnold: hm, mir war, du sagtest, die Technik gab uns Herrschaft über Raum und Zeit. Mir scheint, sie nahm uns beides. Einst kannte der Mensch doch wenigstens das Flecklein Erde, das er bewohnte, jetzt haben Tausende die ganze Welt durchreist und wissen nichts von ihr. Einst brauchte einer eine ganze Stunde, um einen einzigen Nagel herzustellen und hatte noch gemüthlich Zeit zum Leben, heute macht einer tausend in einer Stunde und hat trotzdem kaum Zeit zum Schnaufen.

Robert: „Trotzdem“...? Ich glaube: eben darum. Die Gewinnung an Zeit und Weg, die Mittel war zum Lebensgenuß, ist Selbstzweck geworden. — Ich stehe staunend vor diesem Riesenwerk, das die Gottheit Geld erschuf. Im Innern Afrikas sammelt ein Neger Kautschuk, damit der Küher auf einer schweizerischen Alp die Käsemaschine mit elektrischer Kraft betreiben kann; in Winterthur wird eine Dampfmaschine hergestellt, die einst die Säge durch die Baumstämme eines südamerikanischen Waldes treiben wird. Verbrüderet ist die Welt, vereint in einem einzigen Streben: zu schaffen, zu erwerben. Ein jeder ist ein tätig Glied im großartigen Getriebe dieser Weltmaschine, die Werte schafft, die jedem nützen. — Nur die Künste und die schönen Wissenschaften, die stehen vornehm auf der Seite, verzehren zwar recht viel von dem, was jene schaffen, doch nützen sie der Welt verzweifelt wenig.

Arnold: Du zweifelst daran, daß Kunst und Wissenschaft heute noch eine Aufgabe habe?

Robert: Nie war ihre Aufgabe größer als eben jetzt. Nie war auch die Gelegenheit zur Erfüllung dieser Aufgabe günstiger als eben jetzt. Die Menschheit hungert nach Erkenntnis und nach Schönheit. Was bietet man ihr? Steine! Straßenlange Gebäude sind mit Büchern vollgepfropft, reich an Erkenntnissen und Funden. Und fragst du einen: Für wen arbeiten Sie denn, Herr Professor, so sagt er dir: Dumme Frage, natürlich für den Fortschritt der Gesamtheit. Das klingt sehr

schön, doch wahr ist's nicht. Er schreibt für einen Fachmann, der nach ihm kommt und haargenau beweist, daß der hochgeehrte Herr Vorgänger sich im Punkte c und g und h ganz fürchterlich geirrt hat. Wen kümmert das? Indessen steht der Mensch, der einen schweren Tag voll harter Arbeit sich und anderen zunutze machte, sieht in den Himmel auf und fragt, wie ist das alles nur, die Sterne und die Erde? Doch keiner gibt ihm Antwort, er schüttelt seinen Kopf, er geht zur Kneipe, am Sonntag auch zur Kirche und glaubt doch nicht. Kann sein, daß einmal er versuchte, bei den gelehrten Herren Gewißheit sich zu holen. Doch mit ihren kleinen Weisheiten ist ihm nicht gedient, ihre Sprache ist ihm fremd, ihre Streitigkeiten sind ihm gleichgültig. Auch hat er keine Zeit, mit tiefen, schweren Studien sich abzumühen, und dennoch sehnt er sich nach einem Weltbild, daß er das Dasein und sich selbst begreife. Wie, wenn nun einer käme und ihm beim Abendgang leichthin erzählte: das Allerletzte, das verstehe ich nicht. So oder so muß ungefähr die Welt entstanden sein. So haben sich die menschlichen Ideen fortgebildet, fortentwickelt. Neues zu zeugen, ewig sich zu wandeln scheint das Grundgesetz der ewigen Natur zu sein. Und wenn nun heute das Geld die Triebkraft ist, um Neues zu zeugen, zu erfinden, so erfüllt es nur das Grundgesetz der ewigen Natur. Du siehst nur Schlimmes in diesem Regiment. Jedoch bedenke, Streben nach Reichtum bedeutet Kampf der Armut. Wie viel Verschulden die Armut an Krankheit, Siechtum, Rohheit, Dummheit hat, das brauch ich dir nicht auszumalen. Nein, nein, mein Freund, ich erkenne in „dieser Jagd nach Gold“ des großen Unbekannten weiße Vorsehung. — Doch war der Lauf der Welt nie schnurgerader Falkenflug, es ist ein Kriechen gleich der Weinbergsschnecke, die tastend erst die Fühler ausstreckt und sich so den ungewissen Pfad sucht. Auf jener wilden Jagd nach Geld, die die Menschheit fortriß, vergaß sie den Augenblick, sie sieht nur stets das Ziel vor sich und rannte, rannte und rennt noch fort. Und das ist falsch. Ein jedes Wesen, das erschaffen wird, ein kleines Gliedchen nur im millionenjährigen Entwicklungsgang, ist doch auch wieder Selbstzweck. Glaubst du, es gibt ein größeres Wunder auf der Welt, als daß der Vogel singt? Der Sonnenschein, der auf der Wiese hundert Farben leuchten läßt, schwellt seine kleine Brust mit hoher Freude und läßt ihn jubelnd singen. Und was an tiefem Leid und namenloser Freude in eines Menschen Busen schlummern kann, ist ein ungeheurer Schatz, der eines Menschen Leben also reich kann machen, daß er nach keinem weiteren Lebenszweck mehr suchen muß.

So diene denn dem Zeitgeist und dir selber. Erwirb, erstreb und schaff dir eine gute Stelle, die Geld einbringt, je mehr, je besser; doch vergiß mir nicht, daß du auf dieser Welt nur einmal lebst und daß du

ihre reichen Schätze an Schönheit nicht achtlos liegen lässest. Was meinst du, Freund, wenn unsere Gelehrten uns ein solches Weltbild gäben, das wir greifen könnten, dann täten sie doch ihre Pflicht, nicht wahr? Sie gäben der hungrigen Menschheit Brot statt Steinen und hätten auch ein Recht, von ihr sich ernähren zu lassen. — Was sagst du?

Arnold: Sag mir nun auch, warum der Künstler nach deiner Ansicht seine Aufgabe nicht erfüllt, da er ja doch das Schöne schafft.

Robert: Meinst du die Welt stände ohne Raffael, Tizian und Michelangelo auch da, wo sie heute steht? Ja, jawohl, ja! Siehst du, das quält mich manche Nacht. Beethovens himmlische Musik hat niemals einen Menschen so ergriffen, daß er hinging und eine schlechte Tat wieder gutmachte. Aber davon abgesehen. Weißt du, woran die Schuld liegt? „Das Volk versteht nichts von der Kunst“, ja, das ist die schöne Phrase. Nein, die Kunst versteht das Volk nicht. Auf Stelzen kommt sie daher, vornehm hüllt sie sich ein und sagt: ach papperlappap, für jeden Schuhpuker bin ich nicht. Dabei könnte die Welt wohl ohne Künstler, aber kaum ohne Schuhpuker bestehen. Die Kunst macht es wie die Wissenschaft, sie bietet Steine statt Brot. Das Volk muß arbeiten, muß Werte schaffen und bis die 5000 Franken für ein Gemälde flüssig sind, muß manche Hand sich regen. Wir Künstler aber unterstützen sie nicht bei ihrer Arbeit. Freudlos steht der Fabrikarbeiter an seiner Maschine. Wo ist der Dichter, der ihm das Wunderwerk seiner Maschine besingt, der ihm seine eigene Tätigkeit, sein bescheidenes Heim, sein kleines Gärtlein mit dem Zauberhauch der Poesie umweht? Wir Maler haben ja angefangen, in den Werkstätten und Fabriken unsere Motive und Modelle zu suchen, aber wir malen mehr das Arbeiterelend als die Arbeitsfreude. Und dann ist uns der Weg noch nicht geebnet, wir müssen es erst langsam erkämpfen, daß man uns da unten glaubt, daß wir das Schöne erstreben und das Leben an edlen Genüssen bereichern wollen, daß wir nicht nur dafür arbeiten, daß unsere Bilder irgendwo in den Salon eines reichen Mannes aufgehängt werden und dessen Ansehen vermehren helfen. Wir müssen beweisen, daß wir nicht Drohnen sind und die andern die Arbeitsbienen, sondern daß wir mit ihnen und für sie arbeiten. Siehst du, in diesem Sinn sehne ich mich nach Arbeit, nach sozial berechtigter Arbeit, mitten drin im Kampf um den Dollar. Was sagst du?

Arnold: Heute nichts. Manches ist in deiner Rede so seltsam, daß ich's mir erst überdenken muß. J. Bühler.

